



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Zum Andenken

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Zum Andenken



Als am Abend des letztvergangnen siebzehnten Oktobers Hunderttausende den Elbstrand zwischen Pillnitz und Dresden säumten, um die Überführung der Leiche des Königs Georg von Sachsen mit anzusehen, oder um, wie sich die Dresdner Polizeidirektion in einer die Sperrung des Fahr-, Reit- und Fußverkehrs regelnden Bekanntmachung etwas geschraubt ausdrückte, „ihrer Mittrauer durch Anwesenheit Ausdruck zu geben,“ waren aus dem Munde der zu dem einen oder dem andern Zwecke versammelten Menge überaus ernst, leidenschaftslos und wohlüberlegt klingende Urteile über den verstorbnen Monarchen zu hören. Der Entschlafne, hieß es, sei „im Grunde doch“ ein braver, gewissenhafter, unparteiischer, es ohne Rücksicht auf die Person immer nur mit dem Recht und mit der Wahrheit haltender, für das Wohl des Staats und des Volks unermüdlich tätiger Herr gewesen, und der an ihm oft und fast immer wahrgenommene kalte Gesichtsausdruck, der manchen Annäherungswunsch im Keim erstickte, habe nie als Spiegel seiner Seele, sondern eher als eine Maske gelten können, hinter der er viele Jahre lang jede von ihm noch nicht auf ihre Berechtigung geprüfte Nührung und Teilnahme zu verbergen gewohnt gewesen sei. So sei es gekommen, daß er, ohne sich der Gefahr einer Verkennung seines Wesens je bewußt zu werden, durch diese ihm zur Gewohnheit gewordne Annahme eines eifigen Gesichtsausdrucks oftmals da abgestoßen und kältend berührt habe, wo die ihn erfüllenden wohlwollenden, menschenfreundlichen Gefühle ihm, wenn weniger vorsichtig verborgen, die Herzen von Tausenden gewonnen hätten. Im täglichen Verkehr mit den Seinen und denen, die ihm sonst näher standen, habe er sich als der rücksichtsvollste, umgänglichsste Mensch gezeigt, und man habe ihn nie mit einem Kinde sprechen sehen, ohne daß sich dabei seine Züge durch ein vom Herzen kommendes und zum Herzen gehendes Lächeln verklärt hätten. Er sei der zuverlässigste, treueste Freund, Gönner und Bundesgenosse gewesen, und wie er nie die Wahrheit halb, sondern immer ganz gesagt habe, so habe man auch auf sein Wort und Versprechen Häuser bauen können.

Das klang nun freilich ganz anders als das, was in den ersten Monaten nach dem Regierungswechsel allerhand namentlich in den breiteren Volksschichten vielgelesne Blätter, die wohlunterrichtet zu sein glaubten oder — vorgaben,

von dem Charakter, der Sinnesart und den Anschauungen des Prinzen zu berichten gehabt hatten. Hatte, als man am 17. Oktober so billig — und es muß hinzugefügt werden, so richtig und so gerecht — urteilte, der Tod, der mit seiner gewaltigen Hand manche Vorurteile und Ungerechtigkeiten aus dem Wege räumt, in dem kurzen seit dem Verschneiden des Fürsten verstrichenen Zeitraume schon Zeit gehabt, wild wie Unkraut aus dem Boden geschossenen Legenden den Garauß zu machen und oberflächliche, für Tatsachen ausgegebne Vermutungen auf ihr Nichts zurückzuführen, oder war das, was an jenem Abend in den verschiedensten Gruppen behauptet und bestätigt wurde, nicht vielmehr das Ergebnis von Wahrnehmungen, die man in den zwei für das wirtschaftliche Gedeihen des Landes so kritischen, für die königliche Familie so schweren und prüfungsreichen Regierungsjahren des verstorbenen Fürsten trotz aller gegenteiligen Deklamationen eines großen Teils der sächsischen Presse schließlich doch mit richtigem, unparteiischem Blicke gemacht hatte?

Einem Fürsten, der der großen Masse des Volks weder als Prinz noch als König in des Wortes erwärmender, erhebender und hinreißender Bedeutung wirklich nahe gestanden hatte, und dessen lautere, zuverlässige, im Grunde überaus wohlwollende, nachsichtige und teilnahmevolle Gesinnungen und Gefühle erst ganz allmählich anfangen, auch in weitem Kreise empfunden und anerkannt zu werden, konnte kein die Gediegenheit und den wahren Adel seiner Natur besser bezeichnendes Entomium in die Gruft mitgegeben werden, als dieses zwar nicht widerwillige, aber noch immer zögernde, frühere unbillige Urteile aus reinem Gerechtigkeitsgefühl kassierende: „im Grunde doch.“ Mit welcher Bewunderung und Verehrung die über den Entschlafnen dachten und denken, die ihn kannten, und deren Urteil darum das in der Frage: War er beliebt? war er volkstümlich? aufgehende Urteil der Menge reichlich aufwiegt, wird erst allmählich bekannt werden. Große herzliche Beliebtheit beim Volke ist freilich eine schöne, alle andern Errungenschaften des Regenten für die Mehrzahl in den Schatten stellende Segnung, und dem großen deutschen wie dem kleinern sächsischen Vaterlande ist es in lebhafter Erinnerung, daß Volkstümlichkeit nicht bloß blendenden und hinreißenden Cäsareneigenschaften zuteil wird, sondern ebensogut durch den bescheidensten Sinn, durch die anspruchlosesten, obwohl edelsten und echtesten Eigenschaften des Mannes gewonnen werden kann, aber nicht jede Vortrefflichkeit ist derart, daß sie rasche und rechtzeitige Anerkennung findet. Sie ist nicht weniger ausgezeichnet, weil ihr liebende Bewunderung gefehlt hat, aber sie ist dann ein köstliches Kleinod, dessen Wert der Menge unbekannt geblieben ist, und das nicht, wie der Ring des Mannes im grauen Osten, die geheime Kraft besaß, vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Wenn man den volkstümlichen Fürsten einer wärmenden, jedes Wachstum mächtig fördernden Sonne vergleicht, so erscheint uns der nicht volkstümliche, wenn er dabei in jeder Beziehung ein ausgezeichnete Mensch ist, wie ein Planet, dessen reines kaltes Licht wir bewundern, aber dem wir nicht, wie der Sonne, vom Grunde unsers Herzens zujauchzen. Dem nicht volkstümlichen Fürsten fehlt — ein für ihn wie für sein Volk überaus fühlbarer Mangel — das, was uns die Sonne so lieb macht, der erwärmende Strahl, aber was den König Georg betrifft, so verklärt für uns reines, hell und stetig strahlendes

Nicht das Bild des zu früh Dahingegangnen, und wir haben, so oft wir seiner gedenken, das wohlthuende Gefühl, daß es nicht blinde, voreingenommene Liebe ist, die unser Urteil leitet, sondern kühle, durch unser Herz wenig beeinflusste Anerkennung seltenster und gediegenster Vorzüge. Das dem Schmelztiegel objektiver Würdigung entstammende Gold ist um so reiner, je weniger uns ein zärtliches Herz verführt, es mit etwa vorhandenen Schlacken liebenswerter menschlicher Schwächen leicht zu nehmen. Die Hofleute und die offiziellen Preßorgane entschließen sich ungerne zu dem ihnen hart ankommenden Bekenntnis: „Warmer Liebe im Volke erfreute sich der dahingegangne Fürst nicht,“ und wir verargen ihnen das nicht, da sie den Katastrophfall des Entschlafnen mit allen Kränzen, die fürstlicher Vortrefflichkeit zuteil werden können, schmücken möchten. Aber ist das Urteil, das die Hand der Geschichte in den Sockel seines Standbilds eingraben wird, weniger rühmlich, weil es nur der seltenen Tugenden des Regenten, nicht aber einer ihm im liebenden Herzen des Volks zuteil gewordenen Anerkennung gedenken wird? Schon die Alten sahen den Erfolg als eine Gabe an, die von den unberechenbaren Göttern mit achtloser Hand ausgestreut wird. Im Grunde doch alle Eigenschaften gehabt zu haben, die zu Hoffnungen auf die schönsten Erfolge berechtigten, und zu früh abberufen worden zu sein, als daß die Blüten zur Frucht hätten reifen können, ist eine Erscheinungsform tragischen Erdenlozes, der wir oft begegnen, und aus der uns die Züge des zu früh Dahingegangnen, wenn sie durch wahre, echte Vortrefflichkeit verklärt sind, desto heller, wenn auch in wehmütig stimmendem Glanze entgegenstrahlen.

Das langsame, durch keinen dem Ohr oder dem Auge wahrnehmbaren Kraftantrieb verursachte Hingleiten eines Rahns zu seinem Ziel ist besonders geeignet, uns die Heimkehr der Seele in deren ewige Heimat zu versinnbildlichen: so sacht, so lautlos, so feierlich, so von aller irdischen Unruhe losgelöst denken wir uns ihr Dahinschweben, wenn sie auf ausgespannten regungslosen Schwingen ihrem seligen Ursprung wieder zustrebt. Ein Teil des Zaubers von Böcklins Toteninsel liegt in der Wiedergabe dieses Gedankens, und das unvergeßlich weihewolle Schauspiel des unter dem Schleier der hereingebrochnen Nacht in seinem von einem Kranz von Wachsfackeln umgebenen Sarge zur letzten Ruhestätte geleiteten Fürsten konnte in seiner Art ebenfalls als eine Verwirklichung einer solchen bildlichen Auffassung angesehen werden.

Wenn man London und Konstantinopel ausscheidet, weil die Ruhestätten der englischen Königsfamilie nicht in der Hauptstadt, sondern in und bei Windsor liegen, und weil der Padischah innerhalb seiner vier Pfähle lebt und stirbt, so gewährt außer Petersburg und Lissabon nur die Residenz der sächsischen Könige die Möglichkeit eines solchen sich auf dem Rücken eines breit dahinfließenden Stroms über alle Beschreibung schön ausnehmenden Trauergepräges. Es konnte infolge der Länge und der Breite der via funeralis von Hunderttausenden geschaut werden, ohne daß auch nur einer von ihnen durch das sonst bei solchen Gelegenheiten unvermeidliche Drängen und Stoßen der Neben- und Hinterleute der idealen Vorstellung entrisen zu werden brauchte, daß ein König Georgs „Sterbliches“ tragendes, hellerleuchtetes Geisterschiff lautlos an ihm vorübergeleite, und daß er für kurze Augenblicke einem sich schon im Jenseits abspielenden weihewollen Vorgang beimohne.

Kammerherren, Pagen, Lakaien, und wie sich das höhere und niedere Hofgefinde sonst nennen mag, nehmen sich zwar, in der Nähe gesehen, in ihren Galauniformen und Galalivreen sehr schön aus und putzen manches Bild, das ohne sie zu ausschließlich militärisch aussehen würde, aber der weihedvollen, ernstern Stimmung der Zuschauer kommen sie bei einer fürstlichen Beerdigung ebensowenig zustatten wie die Kommandorufe und Gewehrgriffe der in den Straßen als Kordon aufgestellten Chargierten und Mannschaften. Es ist dabei zu viel Lärm, zu viel äußerlicher Pomp, zu viel Gedränge, zu viel polizeiliche und militärische Maßregelung, als daß man in Ruhe und Frieden den ernstern Gedanken, die einem der Tod des Ersten und Mächtigsten im Staate einflößt, nachhängen, geschweige denn daß man einem sich schon halb im Jenseits abspielenden Vorgang beizuwohnen glauben könnte. Die den Zug eröffnende und schließende Kavallerie mit ihrem Hufgetrappel, die nicht anders als sonst einher schreitenden Hofherren und Beamten, die an der Hand geführten, schwarz behangnen, mit wallenden Straußenfederbüschen gezierten Kofse, der auf dem Leichenwagen errichtete, bei jeder Unebenheit des Terrains hin und her schwanfende Katafalk zerstören die Illusion des Jenseitigen und erinnern einen daran, daß man es auch bei solchen Gelegenheiten mit nichts andern als mit rein menschlichem, wenn auch noch so glänzendem, offiziellem und tabulaturgemäßem Gepränge zu tun hat: schon der Oberhofmarschall mit dem Stabe, wie es in dem „Programm“ heißt, würde dazu genügen. Nichts erinnerte am 17. Oktober die am Ufer Versammelten daran, daß das die Leiche des Fürsten nach der Residenz bringende Dampfboot „König Georg,“ auf dem sich weder die Träger der Wachsfackeln noch das von diesen ausstrahlende Licht irgend zu rühren schienen, kein Geisterschiff war. Das den Strom langsam und unhörbar hinabgleitende, bis zur Unkenntlichkeit schwarz verhangne Boot war vielmehr samt dem hellerleuchteten Katafalk und dem dunkel darüber schwebenden Baldachin den Zuschauern auf beiden Ufern in so nebelhafte Ferne entrückt, man hatte den Oberhofmarschall mit dem Stabe und jedes andre Zeremoniell so vollständig vergessen, daß nirgend eine Hand zur Begrüßung der fürstlichen Leiche nach dem Hute griff. Was an einem fern und gespensterhaft vorüberglitt, war offenbar — das war das allgemeine Gefühl — nichts, wozu banales Hutabnehmen bei stockfinsterner Nacht gepaßt hätte. Die letzte ehrfurchtsvolle Begrüßung des zum ewigen Frieden eingegangnen Fürsten konnte nur im Geiste geschehn. Ave, pia anima, ave atque vale! Auch der Donner der Salut feuernden Geschütze und der, wie billig, von dem Geräusche der katholischen Hofkirche angeführte Chor sämtlicher Glocken Dresdens drangen nur wie durch einen Schleier zum Ohr und machten den Eindruck, als wenn sie aus einer andern Sphäre herübertönten.

Einem Dahingegangnen ein letztes Lebewohl nachrufen zu können, ohne sich dabei mit dem Mantel der christlichen Liebe oder banalen Lobeserhebungen behelfen zu müssen, gehört nicht zu den uns oft zuteil werdenden Genugtuungen. König Georg war ein an Herz, Gemüt und Verstand hochbegabter und dabei ein durch stete Selbsteinkehr und unablässiges Ringen nach Bervollkommnung zu einem hohen Maße moralischer Vortrefflichkeit gelangter Fürst. Daß das von einem großen Teile des Volks zu spät erkannt worden ist und möglichen-

falls nie ganz anerkannt werden wird, dürfte in der Hauptsache auf dreierlei Ursachen zurückzuführen sein. Auf den schon erwähnten kühlen Gesichtsausdruck, der auch denen, die den Fürsten kannten und bewunderten, bei jeder neuen Begegnung von neuem peinlich war, auf die große Bescheidenheit des hohen Herrn, dem es am wohlsten war, wenn er unbeachtet bleiben konnte, und — namentlich seit er zur Regierung gelangt war — auf die politischen Leidenschaften der auf den Umsturz des Bestehenden ausgehenden Parteien, die sich kein Gewissen daraus gemacht haben, sich für ihre Zwecke der abenteuerlichsten Verleumdungen zu bedienen, und deren unablässigem Hegen — wer die Verleumdung und deren im stillen weiterfressendes Gift kennt, wird sich darüber kaum wundern — es in der That gelungen ist, weiten Volkskreisen ein Bild des Königs und des sächsischen Hofes vorzuspiegeln, wie es der Wahrheit widersprechender kaum gedacht werden kann.

Obwohl nun diese sich bisweilen geradezu zu Albernheiten versteigenden Verleumdungen auch an dem Sarge des Monarchen nicht verstummt sind, und obwohl, um keinen härteren Ausdruck zu gebrauchen, noch immer von Zeit zu Zeit direkt und indirekt die takt- und gefühllosesten Angriffe auf das, was er in wohlmeinendster Absicht getan, gesagt und geschrieben hat, gerichtet werden, so ist hier nicht der Ort, den Verfassern von Zeitartikeln, die hier in Frage kommen, und die wir ja ohnehin mit allen uns zu Gebote stehenden Waffen bekämpfen, gegenüberzutreten. König Friedrich August hat, ohne daraus eine ausdrückliche Anklage gegen irgend jemand zu machen, mit sieben Worten alles gesagt, was zu sagen war: „Vielleicht wäre ein weniger hochherziger Monarch verzweifelt.“ So mag es denn bei dieser allen Sammer, der auf das Haupt des greisen Königs gelegt war, zusammenfassenden wehmütigen Klage seines Sohnes fürs erste bewenden: hier sollen für diesesmal nur einige kleine Beiträge zur Charakterisierung und zur Lebensgeschichte des Königs gegeben werden, wie sie von solchen, die den Vorzug gehabt haben, öfter und länger in seiner Nähe zu sein, zusammenhängend und ausführlich werden dargestellt werden und in einem durchaus dokumentierten und auf Selbstwahrnehmung beruhenden Abrisse auch schon geschildert worden sind.

Der sächsische Hof war in den vierziger und den fünfziger Jahren des jüngstverfloffenen Jahrhunderts, mithin in der Zeit, wo die Kinder des damaligen Prinzen und spätern Königs Johann die ersten Eindrücke aus ihrer Umgebung empfangen, was Leichtlebigkeit und Genußsucht anlangt, gerade das Gegenteil von dem, was er und ein großer Teil der deutschen Höfe in frühern Zeiten gewesen waren. Nicht nur die sächsischen Prinzen und Prinzessinnen waren seit Friedrich August dem Gerechten von allem, was man Frivolität zu nennen pflegt, frei, auch die Fürstinnen, die, von sächsischen Prinzen zu Lebensgefährtinnen erwählt, später mit ihren Gemahlen den Thron teilten, paßten ganz in den vorhandnen uralten Rahmen. Die Eltern des Königs Georg, das Prinz Johanneche Ehepaar, insbesondere waren in ihrem Privatleben so bürgerlich, wie es ein fürstlicher Hof nur irgend sein kann. Da die eigentliche Repräsentation dem Bruder des Prinzen, dem König Friedrich August dem Zweiten und dessen Gemahlin zufiel, so lebte das Prinz Johanneche Ehepaar auf bescheidenen Landsitzen, wie Janischausen und Weesenstein, ganz der Erziehung

seiner Kinder, die so gebiegen, gründlich und vorurteilsfrei war, wie man den Plan dazu von einem Manne wie Prinz Johann erwarten konnte. Von Genialität und Laune übersprudelnd, blendend und hinreißend, dem Genuße des Augenblicks ergeben waren weder die Eltern des spätern Königs Georg, noch dessen ältere Geschwister, noch dessen Erzieher, aber es waren brave, pflichttreue, hochgebildete und zum Teil in Wissenschaft und Kunst ausgezeichnete Menschen, und keine der wegen ihres besondern Einflusses auf den jungen Prinzen in Frage kommenden Persönlichkeiten scheint einen irgend bedrückenden, die freie Entfaltung des Gemüths und seiner natürlichen Gaben beeinträchtigenden Einfluß auf ihn ausgeübt zu haben, denn er war mit zwanzig Jahren so sehr das Bild eines normal und glücklich entwickelten, sich seiner Jugend freuenden jungen Mannes, daß ihn der kleine gesellige Kreis, mit dem er in einem dieser Jahre in Marienbad verkehrte, als Prinz Sonnenschein zu bezeichnen pflegte: Musik und die bildenden Künste waren das, was ihn als Erholung von Staatsgeschäften und wissenschaftlichen Studien hauptsächlich interessierte, und Fachmänner werden mir beipflichten, wenn ich hier erwähne, daß er sowohl was Musik als was Malerei und Bildhauerkunst anlangte, einen feinen, edeln Geschmack hatte, wie man ihn mit so sicher ausgebildetem Urtheil bei Laien und Dilettanten nur selten antrifft. Welchem Umstande der später mehr und mehr hervortretende kühle, bisweilen sogar schroff erscheinende Gesichtsausdruck zuzuschreiben sein dürfte, ist schwer zu sagen. In der Hauptsache dürfte es die alle übrigen Eigenschaften dominierende Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit des Prinzen gewesen sein, die seinen Zügen nach und nach den ernststen, nachdenklichen und beobachtenden Ausdruck, den sie in den letzten Jahren trugen, gegeben hat. Auch war er nervösem Kopfschmerz, sogenannter Migräne, im mittlern Lebensalter sehr ausgesetzt, und die kirchlichen Fastenzeiten, die er ohne jede Rücksicht auf seine Gesundheit beobachtete, brachten ihm jedesmal verstärkte Anfälle dieses Leidens.

Mit Stillschweigen darf, wenn es gilt, die Ursachen des ersten etwas kältenden Eindrucks zu ermitteln, den die Erscheinung des Prinzen um so mehr machte, je älter er wurde, auch die Hofetikette nicht unbesprochen bleiben. Seit dem Tode des Königs Friedrich August des Gerechten, der in ihr wie in seinem Elemente lebte, hat sie bis in die neuere Zeit nicht aufgehört die beengende, lähmende und kältende Rolle einer *Camarera mayor* zu spielen, in deren Ge- und Verbote man sich aus Pietät für das einmal Hergebrachte, nicht ohne geheimes Seufzen, auch dann fügte, wenn man sich, um diesen Anforderungen gerecht zu werden, Vergnügungen und Annehmlichkeiten so mancher Art entgehn lassen mußte. Von der königlichen Familie „traktierte“ — um den von Goethe für das gesellige Geschick der Gräfin Werthern gebrauchten Ausdruck zu wählen — nur die Prinzessin Auguste, die Tochter Friedrich Augusts des Gerechten, mit angebornem Behagen die Hemmnisse und Schwierigkeiten, die es für die Fürstlichkeiten so gut wie für ihre Umgebung bei gewissenhafter Einhaltung der von der Etikette gesetzten Schranken gab, alle übrigen sahen dieses Zeremoniell als ein schweres Joch an, dem man sich überall da, wo es sich nicht um Repräsentation und ganz offizielle Gelegenheiten handelte, nach Möglichkeit zu entziehen suchte. Schon in Pillnitz wurde es mit den

hergebrachten Formen nicht ganz so genau genommen wie im Dresdner Residenzschlosse, und in Weesenstein und Janischhausen machte man es sich innerhalb gewisser Grenzen noch leichter. Aber daß sie sich das Leben nicht so leicht und behaglich machen konnten wie der erste beste Bürger, fühlten die sächsischen Prinzen und Prinzessinnen, die ohne Ausnahme einfachen, bescheidenen Sinnes waren, doch immer. Ganz konnten sie sich den Suiten weder auf Reisen noch auf dem Lande entziehen. Die Familientafel mochte noch so wenig „extendiert“ sein — schon der Ausdruck sättigt ganz und gar —, die Herren und Damen vom Dienst verlor man nur für wenig Stunden aus den Augen, und man wußte, daß sie sich pünktlich zur Sekunde mit der stereotypen Verbeugung und dem stereotypen Lächeln wieder einfinden würden. Man trug das mit Ergebung als eine der unvermeidlichen Lasten des fürstlichen Berufs, aber war es zu verwundern, daß die künstlich geschaffne Kluft, deren sich die Umgebung berufsmäßig bewußt war, und deren Vorhandensein sie zu jeder Stunde in Wort und Tat auf das gewissenhafteste Rechnung trug, auch den königlichen Hoheiten trotz ihrer Einfachheit und natürlichen Anspruchlosigkeit endlich doch zur unumstößlichen Tatsache wurde? Der Gedanke, daß sie etwas anderes wären als die übrigen Sterblichen, und daß sie mit diesen nur nach gewissen unabänderlich festgestellten Regeln verkehren dürften, verkehren könnten, wurde ihnen so sehr zur andern Natur, daß sie bald das Gefühl einer solchen wirklich vorhandenen Scheidewand weder selbst loswerden noch andre davon befreien konnten. Dem König Johann und dem König Albert ist das doch, je mehr sie den Einflüssen ihrer Jugend und ihrer Umgebung entwachsen, gelungen: auch die Königin Carola soll sich und die jeweilig um sie versammelten Kreise von diesem Drucke zu befreien verstehn. Recht frei davon und deshalb glücklich und besonders beliebt ist erst der gegenwärtige König geworden. Der König Georg hat es, wie es scheint, nicht versucht, dieses ihm, wie er unumwunden zugab, lästige Joch abzuschütteln: so überraschend sonst seine Einsicht in die einfachsten und bescheidensten bürgerlichen Verhältnisse war, und so klar es denen, die mit ihm verkehrten, werden mußte, daß er von jeder Selbstüberhebung wie von jeder Überschätzung seines Ranges und seiner Stellung vollkommen frei war, die einmal angenommene Gewohnheit, die konventionelle Scheidewand zu wahren, hat er nie abgelegt. Das ist, wie es scheint, vielfach die Veranlassung gewesen, daß seine wohlwollenden Absichten verkannt, und seinen Handlungen Deutungen untergelegt worden sind, die mit seinen sich immer gleichgebliebenen Gesinnungen für Hoch und Niedrig im grellsten Widerspruch standen.

Mit außergewöhnlich schweren Sorgen und Enttäuschungen wurde er erst in den letzten Jahren seiner Lebenszeit, vornehmlich aber seit seiner Thronbesteigung heimgesucht. Die Sonne seiner Mannesjahre war das Familienglück.

Ende der fünfziger Jahre, als davon die Rede war, für den etwas mehr als fünfundzwanzigjährigen Prinzen eine Lebensgefährtin zu suchen, hatte sich sein und der Seinigen Augenmerk auf die damals kaum achtzehnjährige Schwester des jungen Königs von Portugal gerichtet, und die Wahl hätte kaum eine glücklichere sein können. In Lissabon freilich hielt man die Vermählung der Donna Maria Anna von Braganza-Bourbon, der Tochter der

Königin Maria da Gloria und durch diese der Enkelin des Kaisers von Brasilien, mit dem zweitgeborenen Sohne des sächsischen Königs für keine glänzende Partie. Nach dem Dafürhalten der Portugiesen, die, wie die Spanier, ihren Adel für weit über dem anderer Länder erhaben ansehen, wäre ein kaiserlicher Kronprinz, wenn es einen solchen in heiratsfähigem Alter und von katholischem Glauben gegeben hätte, für eine Prinzessin von Braganza-Bourbon gerade gut genug gewesen. Aber die Königin von England, die politisch und als nahe Verwandte Don Ferdinandos, des Vaters der Prinzessin, eines Koburgs, in Lissabon großen Einfluß hatte, war den Wünschen des Prinzen gewogen: sein persönliches Erscheinen am portugiesischen Hofe hatte über jedes Vorurteil gesiegt, und der sächsische Gesandte in London, Graf Bizthum, konnte die Vermählungskompakte in einer beide Teile zufriedenstellenden Weise in Lissabon abschließen.

Von portugiesischer Seite hatte man den Herzog von Oporto, den spätern König Dom Luiz, mit einem Kriegsschiffe nach Southampton geschickt, auf dem der Prinz die Fahrt nach Lissabon machte, wo am 11. Mai 1859 die Vermählung des jungen Paares durch den Kardinal-Patriarchen vollzogen wurde, und von wo sich dieses erst an den Hof der Königin Viktoria, dann an den belgischen zu kurzen Besuchen begab. In Sachsen wurde die Prinzessin mit doppeltem Jubel begrüßt, weil ihr Wesen und ihre Erscheinung ganz die einer Deutschen waren. So hat sie denn auch nahezu fünfundzwanzig Jahre in unermüdlicher, aufopfernder Liebe für die Ihrigen gesorgt und mit ihrem Gemahl ein patriarchalisch inniges und herzliches Familienglück genossen, bis sie am 5. Februar 1884, wenig Wochen vor dem Tage, an dem das prinzliche Ehepaar seine silberne Hochzeit zu feiern hoffte, einem nervösen Fieber erlag, das sie sich wahrscheinlich am Krankenbett eines ihrer Kinder bei dessen Pflege zugezogen hatte. Der Prinz hatte sich im Jahre 1859 bei seiner Rückkehr aus Lissabon für den ersten Besuch seiner jungen Frau im Dresdner Hoftheater von seinem Vater die Aufführung des Shakespearischen Sommernachtsstraums erbeten, die denn auch vor einem festlich geschmückten Hause (théâtre paré) mit möglichstem Glanze vor sich ging. In der großen Hauptsache sind ja die mit Oberon und Titania am Schlusse des Stückes erschienenen Elfen den ihnen vom Herrscher gegebenen Weisungen nachgekommen:

Führt nun bis zur Morgenstunde,  
 Elben, durch ihr Haus die Kunde!  
 Winkt zum schönsten Brautbett hin  
 Eures Segens Vollgewinn,  
 Daß der Stamm, der hier entsprosse,  
 Immer Glück und Heil genieße,  
 Auch sich bei dem jungen Paare  
 Lieb und Treue stets bewahre.

— — — — —  
 Tropfen edlen Wiesentaus,  
 Elben, sprengt durchs ganze Haus:  
 Jedes Zimmer im Gebäude  
 Weist dem Frieden, weist der Freude!

Die Jahre 1859 bis 1884 sind für den Prinzen voll stillen, meist zurückgezogen und bescheidenen, von ihm und seiner Gattin mit täglich erneuertem Danke für die Gaben der Vorsehung hingenommenen Glücks gewesen. Ganz freilich hatte der Elfenbogen die Heimsuchungen, von denen fast jede zahlreiche Familie betroffen wird, dem prinzlichen Paare nicht ersparen können: zwei Kinder wurden ihm in zartem Alter durch den Tod entzogen, aber dafür umgab die glücklichen Eltern ein blühender Kranz von vier Prinzen und zwei Prinzessinnen, dem seitdem nur eine Blüte entfallen ist: durch den Tod des allgemein beliebten jugendfrischen Prinzen Albert.

Das zum Vermögensbestande der sogenannten Sekundogenitur gehörende Prinz Maxsche Palais auf der Langen Gasse — jetzt heißt sie Zinzendorferstraße — war für das junge Ehepaar als Wohnung ausersehen worden. König Johann, der als Prinz der Vorgänger seines Sohnes in der Sekundogenitur war und im Winter im Palais am Taschenberge, im Sommer in Janischausen, Weesenstein oder Billnig residierte, hat das Maxsche Palais, das in einem Grundstück steht, das seinerzeit dem Gründer der Herrnhuter Gemeinde gehörte, wohl wenig oder gar nicht bewohnt. Es mußte, ehe es 1859 von dem jungen Paare bezogen werden konnte, völlig umgestaltet und neu eingerichtet werden. Diese Umgestaltung und Neueinrichtung war zwar mit vielem Geschmac und großem Verständnis geschehen, aber dem einen Fehler, daß die Gartenanlagen von einem nur träge dahinschleichenden Gewässer durchflossen wurden, und daß sich zeitweise schädliche Grundwasserausdünstungen einstellten, hatte nicht genügend abgeholfen werden können. Kurz vor der Ankunft des neuvermählten Paares hatte man in den untern Räumen mit dem Schwamme zu kämpfen gehabt, und noch nach Jahren wurden die Erkrankungen, die dem Tode der Prinzessin vorausgingen, ebenfalls gesundheitsgefährlichen Bodenausdünstungen zugeschrieben.

Bei den glänzenden und mit feinem Verständnis veranstalteten Festen, die das prinzliche Paar im Winter der Dresdner Gesellschaft zu geben pflegte, merkte man davon freilich nichts. Der Umstand, daß die Zahl der Geladenen die mit vornehmem Geschmac ausgestatteten Räume immer nur mäßig füllte, zeichnete die Bälle auf der Langen Gasse vor vielen andern aus, und man fühlte sich auf ihnen wie auf einem sehr eleganten Familienballe ganz besonders behaglich. Der Prinz und die Prinzessin haben das Palais mit geringen Unterbrechungen, wie sie durch kurze Reisen im Ausland, durch Besuche bei Verwandten, eine Zeit lang durch einen alljährlichen Sommeraufenthalt in Schieritz und durch die beiden Feldzüge von 1866 und 1870 herbeigeführt wurden, bewohnt, und erst als der Prinz in den sechziger Jahren eine Villa in Hosterwitz gekauft hatte, war dadurch für ihn und seine Familie ein Sommeraufenthalt gewonnen, von dem aus er die Residenz ohne Zeitverlust erreichen konnte. Wie bescheiden bürgerlich diese Villa in den ersten Jahren noch war, ergibt sich unter anderm auch aus dem Umstande, daß sie für die diensttuenden Kavaliere schlechterdings keinen Raum hatte, und daß man die Herren quer über die Straße weg im ersten Stock eines kleinen Bäckehauses hatte unterbringen müssen.

Wie das Leben des Prinzen Georg und seiner Gemahlin einfach war und — wenn man von der nach außen immer gewahrten Etikette absieht — den Gewohnheiten einer wohlhabenden deutschen Bürgerfamilie entsprach, so bewegte sich auch die Erziehung ihrer Kinder in denselben bescheidenen Bahnen. Nicht bloß daß sich das prinzliche Ehepaar dieser Erziehung vielfach selbst annahm, es gab den prinzlichen Kindern auch ein überaus erfreuliches und anregendes Beispiel unermüdlicher, ausdauernder Tätigkeit. Müßig waren der Prinz und die Prinzessin von früh bis abend zu keiner Stunde, und wenn ihnen bisweilen keine zwingenden Pflichten oblagen, so schufen sie sich freiwillig übernommene, die sie mit derselben Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit erfüllten wie die ihnen schon durch ihren Rang und ihre Stellung auferlegten. In weiblichen Handarbeiten für Geschenke und für Notleidende unermüdlich leistete die Prinzessin auch in der Landschaftsmalerei, für die sie das Talent von ihrem Vater geerbt hatte, anfänglich unter der Leitung des bekannten Landschaftsmalers Professor Kummer, später ganz selbständig weit mehr als Dilettantenarbeit. Während ich dies schreibe, fällt mein Blick auf ein reizendes von ihr gemaltes Ölbildchen, das die Aussicht etwas unterhalb des königlichen Lustschlosses Pillnitz auf die mitten im Elbstrom ihm gegenüberliegende kleine baumbestandne Insel mit den sich in duftiger Ferne auf beiden Seiten des Flußtales nach Pirna zu hinziehenden Hügelketten darstellt: niemand könnte der feinen Farbe, der virtuosen Pinselführung, der knappen Zusammenfassung des Hauptfächlichen, dem Spiegel des dem Beschauer entgegenfließenden Wassers, der aus einer mit vollem Segel stromaufwärts gleitenden „Elbzille“ und einem am Ufer mit einem Gerät hingehenden Fischer bestehenden Staffage den Charakter einer wahren Kunstleistung streitig machen.

(Schluß folgt)



## Standesamtregister und Familienforschung



Am 6. Februar 1875 das Personenstandesgesetz für das Deutsche Reich erlassen wurde, schlug die Sterbestunde für die alten Kirchenbücher, die drei bis vier Jahrhunderte lang den Wandel der Menschen bei den bemerkenswertesten Ereignissen, bei der Geburt und der Taufe, der Einsegnung, der Eheschließung und dem Tode, also von der Wiege bis zum Grabe getreulich verzeichnet hatten. Diese kirchlichen Register waren nicht durch Gesetz entstanden, sondern in den evangelischen Ländern war in den Kirchenordnungen und Kirchenvisitationen, die sich an die Einführung der Reformation angeschlossen, darauf hingewiesen worden, daß die Kirchengemeinden Bücher anschaffen sollten, worin die Namen der Gebornen, der Getauften, der Gestorbenen usw. eingetragen würden. In der katholischen Kirche war eine ähnliche Bestimmung schon früher durch das Tridentinische Konzil ergangen. Sehr allmählich jedoch entschlossen sich die